

Psychotherapeutische Praxis

*Psychotherapie im Spannungsfeld von
Neurowissenschaften und Kunst der Begegnung*

Inauguraldissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der Philosophischen Fakultät der Ruprechts-Karls-Universität Heidelberg,

vorgelegt von: Dipl. Psych. Matthias Richter

09.01.2018

Erstgutachter: Prof. Dr. Dr. Thomas Fuchs (Karl Jaspers-Professor, Universität Heidelberg)

Zweitgutachter: Prof. Dr. Peter König (Philosophisches Seminar der Universität Heidelberg)

*„Mensch unter Menschen zu sein und es auch immer zu bleiben,
das ist der Sinn des Lebens, das ist seine Aufgabe.“*

(Fjodor M. Dostojewski, Brief an seinen Bruder Michail)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	4
Einleitung	6
1 Zur Herausforderung der Neurowissenschaften.....	6
2 Der Einfluss der Neurowissenschaften in der Psychotherapie	13
3 Aufbau.....	23
Kapitel I: Interpretation der Hirnforschung	27
1 Kritik der Identitätstheorie	27
2 Gehirn als Integrationsorgan.....	40
3 Offene Fragen.....	53
Kapitel II: Die Methode der pragmatischen Reflexion	61
1 Der empirisch-technische Ansatz	61
2 Der theoretische Ansatz.....	66
2.1 Menschenbild und Interpretation der Hirnforschung.....	66
2.2 Die Grenzen des theoretischen Ansatzes	71
3 Der Ansatz der pragmatischen Reflexion.....	78
3.1 Durchgang – Erkenntnistheoretische Verortung der Naturwissenschaften.....	81
3.2 Ausgang – Vom Menschenbild zur konkreten Person	82
3.3 Zugang – Zum Verhältnis von Theorie und Praxis.....	90
4 Zur Fragestellung	92
Kapitel III: Mensch als Gegenstand der Neurowissenschaften.....	95
1 Das technische Erkenntnisinteresse der Naturwissenschaften	96
1.1 Zur Entstehung der Naturwissenschaften	96
1.2 Die transzendentalpragmatische Wissenschaftstheorie.....	102
1.3 Das relative Recht des Pragmatismus	108
2 Psychophysischer Zustand – Der Mensch aus Sicht der Wissenschaft.....	112
Kapitel IV: Die Person als Teilnehmer zwischenmenschlicher Praxis	119
1 Zwischenmenschliche Praxis.....	120
1.1 Praxis als Selbstzweck und Begegnung.....	120
1.2 Person, Anerkennung & Identität.....	132
1.3 Exkurs: Dialektik der Beziehung.....	148
1.4 Praxis der Freiheit.....	156
2 Personales Verstehen und Transzendenz	173
3 Psychotherapie als zwischenmenschliche Praxis	186
Kapitel V: Zum Verhältnis von instrumentellem Handeln und zwischenmenschlicher Praxis	202
1 Vernünftige Verhältnisse.....	203
1.1 Fundierung instrumentellen Handelns in der zwischenmenschlichen Praxis.....	204
1.2 Instrumentelles Handeln in der psychotherapeutischen Praxis	211
2 Verkehrte Verhältnisse	224
2.1 Technisierung der Lebenswelt	225
2.2 Kolonialisierung der Psychotherapie & Emanzipation.....	237

Kapitel VI: Technisierung der Psychotherapie.....	249
1 Zweckrationalisierung und quantitative Psychotherapieforschung	250
2 Zum Einfluss der Neurowissenschaften.....	259
Kapitel VII: Fazit zum Nutzen der Neurowissenschaften	271
1 Anwendung von Biotechnologien	272
2 Neurobiologische Diagnostik	273
3 Ausrichtung therapeutischen Handelns nach neurobiologischen Kriterien	275
4 Weitere Nutzensvorstellungen für die Psychotherapie	279
5 Wissenschaftlich-konzeptuelle Erkenntnisse	285
6 Helfen die Neurowissenschaften, besser zu verstehen?	287
7 Abschließend.....	288
Kapitel VIII: Herausforderung: Psychotherapie als Kunst	291
1 Technik als Dispositiv – Mechanismen der Entfremdung.....	292
2 Heidegger: Technikkritik als Besinnung auf die Kunst	304
3 Psychotherapie als Kunst der Begegnung.....	317
Schluss	330
Literaturverzeichnis	339

Einleitung

„Von jeher hat die Psychiatrie im Ganzen der medizinischen Wissenschaft und der ärztlichen Heilkunst eine Sonderstellung inne [...]. Als ärztliche Kunst steht sie immer nur an der Grenze zur Wissenschaft und lebt von ihrem unauflöslichen Zusammenhang mit der ‚Praxis‘. Praxis aber ist nicht bloß eine Anwendung von Wissenschaft [...]. So liegt es tief begründet, daß der Arzt seinen Beruf nicht nur als Forscher oder Wissenschaftler versteht, aber auch nicht als ein bloßer Techniker, der die Wissenschaft und ihre Erkenntnisse für das Gesundmachen zur Anwendung bringt. Es ist ein Moment der Nähe zur Kunst darin.“
(Hans Georg Gadamer, 1993, S. 17).

1 Zur Herausforderung der Neurowissenschaften¹

In dieser Studie soll der mögliche Nutzen der Neurowissenschaften für die Psychotherapie reflektiert werden. Was können die Neurowissenschaften leisten und wo liegen ihre Grenzen? Welche Maßstäbe können wir bei dieser Fragestellung heranziehen und was wäre ein geschicktes Vorgehen?

Nun könnte man meinen, dass es sich hierbei um eine höchst spezielle Fragestellung handelt, die nur einen kleinen Ausschnitt unserer Lebenswelt zu ihrer Beantwortung in Betracht zu ziehen hätte. Dem aber ist nicht so. Die Neurowissenschaften stellen als neue wissenschaftliche Leitdisziplin in ihrem weitgehenden Erklärungsanspruch die Kulmination eines gesamtgesellschaftlichen Modernisierungsprozesses dar. Auch die Psychotherapie ist nicht einfach nur eine Tätigkeit, wie es eine Vielzahl anderer Berufe sind. Psychotherapie ist in der säkularisierten Lebenswelt jener institutionelle Bereich, in dem die menschliche Existenz als Ganzes zur Frage steht, so wie früher nur dem Schamanismus, den Mythen, Religionen und Weisheitslehrern die ‚Seelsorge‘ vorbehalten war. Wenn nun die aktuelle Leitwissenschaft in jenen besonderen Bereich Einzug hält, in dem sich für eine Person die Frage des gelingenden Lebens als Ganzes stellt, dann konkretisiert sich in den dadurch entstehenden Fragen eine zentrale **Aufgabe unserer Zeit**.

Aber kommen wir zurück zur Fragestellung. Die konkrete Frage lautet nicht, was die Neurowissenschaften ‚so alles können‘, sondern inwiefern sie im spezifischen Kontext der Psychotherapie von Nutzen sein können. Wenn die Neurowissenschaften ermöglichen, Hirnprozesse zu beobachten, sie nach allgemeinen Wirkmechanismen zu erklären und womöglich auch gezielt in sie einzugreifen, dann wäre hier die Frage, inwiefern dies alles **für**

¹ Zur flüssigeren Darstellung wird in der Einleitung auf wissenschaftliche Belege verzichtet. Die zentralen Aussagen werden im Verlauf der vorliegenden Arbeit aufgegriffen, ausführlicher argumentiert und selbstverständlich auch entsprechend belegt.

die Psychotherapie von Nutzen sein kann. Jeder Nutzen von etwas kann nur im Hinblick auf einen Zweck oder Wert beurteilt werden. Der Nutzen der Neurowissenschaften im psychotherapeutischen Kontext muss folglich nach dem Zweck oder Wert von Psychotherapie beurteilt werden. Zudem sind die Neurowissenschaften noch gar nicht in die Psychotherapie integriert. Aktuell gibt es lediglich Bestrebungen, sie in der Zukunft in die psychotherapeutische Praxis einzubinden. Wir können also nicht von empirischen oder phänomenologischen Tatsachen ausgehen, da diese noch gar nicht eingetreten sind und selbst wenn sie bereits eingetreten sein sollten, müssen sie ja nicht genau so fortbestehen. So lautet die Nutzenfrage also genauer: **Wie sollte der Umgang mit den Neurowissenschaften wünschenswerterweise gestaltet werden, damit er für die Psychotherapie von Nutzen sein kann?**

Diese Fragestellung kann, wie gesagt, nicht beantwortet werden, ohne gleichzeitig auch die grundlegendere nach dem Zweck bzw. Wert von Psychotherapie im Allgemeinen zu stellen. Aber was ist eigentlich Psychotherapie, wie wirkt sie genau und worin liegt ihr Wert? Die Herausforderung der Neurowissenschaften für die Psychotherapie könnte nicht zuletzt in einer solchen **Besinnung auf die psychotherapeutische Tätigkeit** selbst liegen. Psychotherapeuten könnten sich auf ihre psychotherapeutische zwischenmenschliche Praxis besinnen, ihre eigene Haltung und Wirkweise dabei reflektieren und was sie im praktischen Vollzug als besonders wertvoll erleben. Dies wäre meines Erachtens eine Voraussetzung dafür, die Frage nach dem Nutzen der Neurowissenschaften in der Psychotherapie überhaupt sinnvoll zu beantworten – verwunderlich ist nur, dass eine solche Besinnung bislang kaum stattfindet.

Der Raum zur Selbstreflexion scheint wie versperrt durch die rege Betriebsamkeit der empirisch-quantitativen Psychotherapieforschung. Psychotherapie als kassenfinanzierte Institution unserer Gesellschaft ist nach dem Sozialgesetzbuch bzw. den Psychotherapierichtlinien ‚zweckmäßig‘ und ‚wirtschaftlich‘ zu organisieren. Die Gewähr hierfür soll vor allem der statistisch nachweisbare Effekt psychotherapeutischer Interventionen auf empirisch beobachtbare Kriterien der Symptomreduktion und Funktionalität sein. Im Sinne dieser **‚evidence-based medicine‘** wäre nun auch der Nutzen von neurowissenschaftlichen Techniken und Erkenntnissen schlicht am Effekt auf die Symptomreduktion und Funktionalität zu bemessen.

Die Neurowissenschaften sollen aber nicht nur therapeutisch effektive Interventionstechniken und therapierelevante Konzepte, sondern darüber hinaus auch das Instrument zur Messung des gefragten Effekts liefern. Sofern sich moderne Psychotherapie als ein **wissenschaftlich fundiertes Verfahren** versteht, leidet sie gegenüber den ‚hard facts‘ anderer Wissenschaften immer schon an ihrer wenig messbaren Empirie und ihren mehrdeutigen Konzepten. Wenn die Neurowissenschaften erlauben sollten, psychotherapeutische Konzepte und Ziele neurobiologisch zu definieren, den Nutzen der Psychotherapieforschung empirisch zu erhärten und so das wissenschaftliche Selbstverständnis aufzuwerten – dann wird man sich dieser Aussicht gegenüber kaum verschließen können, nach

dem Motto: „*Ich mache Psychotherapie weiter wie bisher, schließlich gab es auch vor den jüngeren neurowissenschaftlichen Erkenntnissen schon gute Psychotherapeuten*“. Ein solcher psychotherapeutischer Konservatismus wäre erstens kein gutes Argument und zweitens würde er der raumgreifenden Dynamik gegenwärtiger Verwissenschaftlichung wohl früher oder später weichen müssen.

An dieser Stelle gilt es, noch einmal einen **Schritt zurückzutreten** und den Blick darauf zu lenken, wie wir in unserer Gesellschaft mit technischen Innovationen und wissenschaftlichen Erkenntnissen für gewöhnlich umgehen. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig zu verstehen, dass die Neurowissenschaften und die damit verbundenen Biotechnologien kein isoliertes Ereignis und auch kein neutrales Instrument darstellen. Wie bereits erwähnt, ist die Entwicklung der Neurowissenschaften und der Biotechnologie Teil eines gesamtgesellschaftlichen Prozesses.

Die kulturelle Strömung, zu der die Neurowissenschaften gehören, möchte ich **„wissenschaftliche Aufklärung“** nennen. Ursprünglich bedeutete ‚Aufklärung‘ der Appell an den Einzelnen, sich seines Verstandes zu bedienen bzw. eine kritische Urteilsfähigkeit zu bilden und sich darüber von traditionellen Dogmen und autoritären Machtstrukturen zu emanzipieren. Im Zuge des wissenschaftlichen Fortschritts stellten die Naturwissenschaften die Deutungshoheit von Kirche und Staat in Frage. Wo früher noch Mythen, Dogmen und Traditionen herrschten, machten sich Menschen fortan eigene Gedanken und begannen, das gesellschaftliche Leben entsprechend zu organisieren. Ehemals in sich geschlossene Machtstrukturen brachen auf und verschiedene Systeme wie Recht, Kultur und Wirtschaft differenzierten sich aus. Diese ‚Ausdifferenzierung‘ oder auch ‚Rationalisierung‘ unserer Gesellschaft durch die Wissenschaften ist eine grundlegende Bedingung dafür, dass Personen ihr Leben seither selbstbestimmter leben konnten. Bei dieser Entwicklung standen gerade die Naturwissenschaften für die nicht mehr elitäre Möglichkeit und das Recht, sich selbst Gedanken zu machen. Noch heute assoziieren deshalb viele Menschen die naturwissenschaftliche Weltanschauung überaus eng mit der Emanzipation von herrschenden Ideologien bzw. mit Individualismus, Demokratie und Liberalismus.

Im Zuge wissenschaftlicher Erfolge weitete sich der **Geltungsanspruch der Naturwissenschaften** aus und das Projekt der Aufklärung wurde weitgehend mit ihnen **identifiziert**. Heute sollen uns vor allem die Wissenschaften darüber ‚aufklären‘, wie die Welt eigentlich beschaffen ist oder wie eine Gesellschaft zu ihrem Wohle am besten zu organisieren sei. Wie wenig das noch mit Aufklärung im ursprünglichen Sinne zu tun hat, erkennen wir daran, wie stark heute die individuelle Urteils- und Kritikfähigkeit in weiten Bereichen der Gesellschaft und insbesondere gegenüber den Wissenschaften zurückgegangen ist. Die Aufklärung als individuell zu leistende Aufgabe wurde an die anonyme Verfahrensweise der naturwissenschaftlichen Methode gewissermaßen delegiert. Dies ist problematisch, weil Werte wie Individualismus, Demokratie und Liberalismus tatsächlich nur in der Kultur einer freien zwischenmenschlichen Praxis als individuelle Aufgabe verwirklicht werden können. Wesentliche Aspekte der modernen Aufklärung wie Demokratie und Selbstbestimmung können nur gelingen, wenn Personen eine entsprechende Beziehungs- und auch Streitkultur

miteinander pflegen und sich im öffentlichen Leben engagieren. Indem sich Personen im gemeinsamen Diskurs über Werte verständigen, sich Werte gegenseitig vorleben und so erfahrbar machen.

Die naturwissenschaftliche ‚Aufklärung‘ selbst aber muss für die Gestaltung einer solchen **Öffentlichkeit im Sinne eines politisch-praktischen Lebens** einen blinden Fleck haben. Denn die Naturwissenschaften, aber auch die quantitativen Verhaltenswissenschaften sind auf einer kategorial anderen Handlungsebene angesiedelt als die erwähnte ‚zwischenmenschliche Praxis‘. Die quantitativen Wissenschaften geben uns Handlungssicherheit durch Konzepte und Innovationen im Funktionskreis des ‚technischen‘ bzw. ‚zweckrationalen Handelns‘. Ereignisse der zwischenmenschlichen Praxis wie Beziehung, Verantwortung, Identität oder Freiheit aber können nicht nach der zweckrationalen Logik der quantitativen Wissenschaften rekonstruiert oder gar hergestellt werden. Weil aber in weiten Bereichen der Öffentlichkeit die Naturwissenschaften dennoch mit Aufklärung assoziiert werden, ist heute das kategoriale Missverständnis verbreitet, es ließe sich Aufklärung durch wissenschaftliche oder auch technische Innovationen umsetzen – z.B. als könne das Wirtschaftswachstum unsere Freiheit oder ein ‚gutes Leben‘ sichern.

Diese Gleichsetzung von ‚Wissenschaft‘ mit ‚Aufklärung‘ und eine damit verbundene Verflachung des öffentlichen Lebens hat als kulturelle Strömung eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung begünstigt, die auch als **‚Technisierung‘ und ‚Ökonomisierung‘** unserer Lebenswelt beschrieben wird. Die Frankfurter Schule hat bereits in der Mitte des letzten Jahrhunderts diesbezüglich treffende Analysen geliefert, indem sie zeigt, wie Personen als Teil der gesellschaftlichen Systeme in ihrem Handeln durch Systemzwänge quasi von außen geleitet und selbst noch zwischenmenschliche Beziehungen gemäß Effizienz und Funktion organisiert werden. Ein wesentliches Merkmal der Technisierung ist hierbei, dass die **Personen selbst aus dem Blick geraten** und stattdessen bloße Effizienz und Steigerung zu einem Pseudo-Selbstzweck des gesellschaftlichen Lebens mutieren.

Diese Dynamik der ‚Verdinglichung‘ ist heute keinesfalls entschärft, nur weil sich die ehemals autoritären Organisationsformen hin zu einer subtileren Vergesellschaftung des Subjekts verändert haben. Mit Blick auf die neuen Technologien wie das Internet der Dinge oder die Industrialisierung 4.0 und in Anbetracht einer weitgehend entkoppelten, unser Leben aber durchaus bestimmenden Kapitaldynamik, könnte dieser Prozess nur eine neue, andere Form der Totalität angenommen haben. Entsprechend können wir heute erleben, dass bei der Einführung neuer Technologien oft gar **nicht mehr die Frage nach der Sinnhaftigkeit bzw. ihrem Wert für ein gelingendes oder gutes Leben gestellt wird**. Wissenschaftliche Erfindungen wie auch ihr Einsatz in der Lebenswelt folgen einer gesamtgesellschaftlichen Dynamik, bei der man sich oftmals verwundert fragen muss: Wer hält das alles für sinnvoll? Und: Treffen wir überhaupt noch Entscheidungen oder ‚passiert‘ das einfach alles?

Für den Zusammenhang mit unserer Fragestellung ist auffallend, dass gerade die populären Neurowissenschaftler und quantitativen Psychotherapieforscher gern mit dem besagten Impetus der wissenschaftlichen Aufklärung argumentieren. Nach Meinung dieser Forscher

sollen uns die Neurowissenschaften z.B. darüber ‚aufklären‘, ob es wirklich eine Willensfreiheit gibt oder wie effektiv die Psychotherapie tatsächlich ist. Oft lässt sich bei ihnen hierbei auch dieselbe kurzschlüssige Verbindung von wissenschaftlicher Aufklärung mit den Werten einer humanen Gesellschaft erkennen. Wenn Gerhard Roth oder Wolf Singer z.B. auf Grundlage der neurowissenschaftlichen Forschung die Willensfreiheit und damit auch unseren Schuldbegriff in Frage stellen, dann meinen sie, dies sei nicht nur rational, sondern eben auch human. Wir treffen also auch hier auf das kategoriale Missverständnis, Fragen aus dem Bereich der zwischenmenschlichen Praxis und des gelingenden Lebens durch quantitativ-wissenschaftliche Erkenntnisse erklären und zweckrational organisieren zu wollen.

Mit dieser Art **technischen Denkens** treffen die populären Neurowissenschaften auf ein Gesundheitswesen, in dem die Technisierung und Ökonomisierung bereits im vollen Gange ist. Immer offensichtlicher sind im medizinischen Bereich bei Diagnose und Intervention auch finanzielle Kriterien handlungsleitend. Immer öfter verirren sich Patienten in formal organisierten Behandlungsabläufen und technisch komplexen Verfahrensweisen, ohne dass sich noch jemand umfassend ihrer individuellen Situation annehmen könnte. Die individuellen Entscheidungen werden sowohl den Therapeuten als auch den Patienten von technisierten Abläufen, standardisierten Behandlungsmanualen und Evaluationsmethoden zunehmend abgenommen und in manchen Verläufen stellt sich auch hier die Frage, wo liegt der Sinn und wer hat sich dafür eigentlich entschieden? Die Gremien der Krankenkassen und Krankenhäuser, die diese Technisierung und Ökonomisierung in ihrem Bereich zumindest zulassen, werden in Zukunft auf institutioneller Ebene über die Integration der Neurowissenschaften in die Psychotherapie entscheiden. Wenn dabei das technische Denken der wissenschaftlichen ‚Aufklärer‘ maßgebend werden sollte, ist zu befürchten, dass sich die **Integration der Neurowissenschaften nach der Schablone des gesamtgesellschaftlichen Technisierungs- und Ökonomisierungsprozesses** gestaltet.

Damit kommen wir zurück zur mangelnden Besinnung auf die psychotherapeutische Praxis und ihren Wert. Wenn die Integration der Neurowissenschaften in die Psychotherapie möglichst effizient an Zwecken wie Symptomreduktion und Funktionalität ausgerichtet werden sollen, wird es wichtig zu verstehen, dass weder Symptomreduktion noch Funktionalität einen Selbstwert für Personen darstellen. Die betroffenen Personen wollen sich nicht einfach nur besser fühlen oder funktionieren, sie wollen vielmehr einen ‚Grund‘ im Leben haben, sich besser zu fühlen. Sie wollen ‚Werte‘ finden und leben, für die es sich einzusetzen lohnt. Sie möchten ihre zwischenmenschliche Beziehung und womöglich auch gesellschaftliche Verhältnisse selbstbestimmt gestalten. Aus der naturwissenschaftlichen Perspektive der Neurowissenschaften aber kann die Person als Teilnehmer der zwischenmenschlichen Praxis mit ihren Gründen und Werten gar nicht erscheinen. Wenn die psychotherapeutische Praxis an neurobiologischen Kriterien ausgerichtet würde, könnte das Empfinden für die Einzigartigkeit und die Existenzweise der jeweiligen Person hinter die neurobiologischen Beobachtungen und Erklärungen zurücktreten. Psychotherapie würde mit Zwecken wie Symptomreduktion und Funktionalität dann nur noch einen Anpassungsprozess an die bestehenden gesellschaftlichen

Verhältnisse fördern. Das würde denn auch die Psychotherapie mit dem für die Technisierung typischen Dilemma konfrontieren: ***Mit der Zunahme biotechnologischer Möglichkeiten geht die Gefahr einher, die jeweilige Person aus den Augen zu verlieren, auf die hin der Sinn und Wert dieser neuen Mittel überhaupt erst beurteilt werden kann.***

Wenn der Eindruck entsteht, dass sich Menschen in der immer schneller getakteten Eigendynamik der Systeme verlieren, dann ist das Wiederbemühen um ***konservative Werte*** eine herkömmliche Gegenbewegung dazu. Als Gegenpol zu blindem Fortschrittsglauben und wissenschaftlichem Weltbild werden dann rückwärtsgewandte Traditionen und vergangene Weltbilder auf den Plan gerufen. Personen treten auf, die angeblich wissen, was der Mensch oder ein gutes Leben ist, und die daraus Maßstäbe für Andere behaupten wollen. Nur kann es einem nicht entgehen, dass Werte, wenn sie auf solch dogmatische und unreflektierte Weise vertreten werden, in aller Regel nur mehr Phrasen ohne eine lebendige Anschauung darstellen. Ein solches ***Dogma*** oder Ressentiment läge z.B. vor, wenn aus einem allgemeinen Menschenbild oder einer spezifischen Psychotherapieschule heraus der Einsatz von Neurowissenschaften kategorisch abgelehnt oder nach einem allgemeinen Wertekanon geregelt werden würde.

Tatsächlich könnte sich diese kulturgeschichtliche Lage zwischen wissenschaftlichen ‚Aufklärern‘ einerseits und wertkonservativen Standpunkten andererseits ebenfalls in der Frage nach dem Umgang mit den Neurowissenschaften widerspiegeln: Psychotherapeuten mit einem eher naturwissenschaftlichen Selbstverständnis scheinen die Neigung zu besitzen, die neurowissenschaftliche Forschung mit Aufklärung zu assoziieren und ihren Nutzen für die Psychotherapie unkritisch vorauszusetzen. Dagegen besitzen manche streng einsichts- und beziehungsorientierte Psychotherapeuten die Tendenz, einen Nutzen der Neurowissenschaften für ihre Tätigkeit kategorisch auszuschließen. Ob sich wissenschaftliche ‚Aufklärung‘ und Konservatismus nun bekämpfen oder miteinander verbinden – ***weder naive Wissenschafts- und Fortschrittsgläubigkeit noch dogmatisch vertretene Werte können der Herausforderung der Neurowissenschaften gerecht werden.*** Denn in beiden Fällen werden allgemeine Vorstellungen ideologisch auf die existentielle Situation einer Person angewandt.

Dennoch gilt es, den aufklärerischen, liberalen Beitrag der Naturwissenschaften in Form der Neurowissenschaften auch für die Psychotherapieforschung zu wahren. Am Konservatismus wiederum kann zumindest der grundsätzliche Bezug auf Werte als sinnvoll erlebt werden, schließlich ermöglicht er im Umgang mit den Neurowissenschaften eine Wertorientierung. Wie aber können die Neurowissenschaften in einer humanen Weise genutzt werden, ohne in einen wertblinden Technisierungsprozess abzurutschen? Und wie können Orientierung gebende Werte für den kritischen Umgang mit den Neurowissenschaften gefunden werden, die nicht dogmatisch und hohl sind? Die Frankfurter Schule vermag in beide Richtungen mit dem Begriff der ‚***Emanzipation***‘ zu antworten. Das hieße, sich einerseits von Technisierung und Ökonomisierung sowie andererseits von der Ideologie dogmatischer Welt- und Menschenbilder zu emanzipieren. Der Begriff der Emanzipation ist damit zwar ex negativo

bestimmt, vermag aber gerade dadurch den Blick auf die konkrete Person freizugeben, ohne sie dabei ‚festlegen‘ zu müssen. Gleichzeitig ist die Emanzipation bzw. die konkrete anderen Person ein authentischer Wert, der unserem Handeln nun Orientierung geben kann.

Wenn populäre Neurowissenschaftler und Psychotherapieforscher mit dem Impetus der wissenschaftlichen Aufklärung alte Zöpfe der Psychotherapie abschneiden und diese effizienter gestalten wollen, dies gar für den Inbegriff von Professionalität halten, dann denken sie auf eine völlig falsche Weise darüber, was Personen sind und was eine Psychotherapie letztlich gelingen lässt. Sie denken im wahrsten Sinne des Wortes **nicht ‚praktisch‘, sondern ‚technisch‘**. Psychotherapeuten können sich mit der Neurowissenschaft, den Leitlinien der evidence-based medicine, psychotherapeutischen Schulzugehörigkeiten und allgemeinen Menschenbildern ‚wappnen‘. Sie werden dadurch womöglich Symptome lindern und Funktionen wiederherstellen, nur eines fördern sie beim Patienten damit kaum: Einsicht und Emanzipation bzw. den Aufbau eines gelingenden Beziehungslebens.

Wir sollten uns von der herrschenden Denkweise über technische Anwendungen und allgemeine Menschenbilder nicht restlos vereinnahmen lassen. Solange wir die psychotherapeutische Situation technisch oder theoretisch denken, neigen wir dazu, die reale, jeweils einzigartige Person als Selbstwert zu übersehen. So trivial es klingen mag, man muss es in der verwissenschaftlichten und technisierten Lebenswelt betonen: **Die Person selbst ist hier der Wert!** Dies ist ein Wert von kategorial anderer Art als die Effizienz oder jener eines konservativen Menschenbildes. In Bezug auf diesen lebendigen Wert gilt es, völlig **anders zu denken**. Dafür müssen wir als Psychotherapeuten festgefahrene Vorstellungen zurückstellen oder gar loslassen, unsere Haltung kritisch hinterfragen und in ein offenes gemeinsames Handeln eintreten, bei dem wir am Anfang noch nicht wissen, was am Ende herauszukommen hat.

Die so ermöglichte zwischenmenschliche Begegnung ist in Abgrenzung zum Wertkonservatismus eine echte, **zukunfts offene Wert-Erfahrung**. Und die Orientierung der Neurowissenschaften an diesem zu erlebenden Wert könnte ihre praktische Integration ermöglichen, ohne sich dabei in einem wertblinden Technisierungsprozess zu verlieren. Die Neurowissenschaften wären im Gefüge des praktischen zwischenmenschlichen Handelns sozusagen richtig verortet und könnten ihren kritischen und liberalen Beitrag für die Zukunft eines jeden Einzelnen förderlich einbringen. Aus der Offenheit für den Anderen würde dann auch ein Gespür dafür erwachsen, was beim jeweiligen Patienten wirklich zum Gelingen seines Lebens dient, und wie Techniken bzw. die Neurowissenschaften dahingehend eingesetzt werden können. So handeln Psychotherapeuten – man könnte sagen, „*es ist ein Moment der Nähe zur Kunst darin*“ (Gadamer, 1993, S. 17).

Die **Reflexion der erwähnten Handlungszusammenhänge** ist somit auch das geeignete methodische Vorgehen für die Fragestellung dieser Arbeit: Anstatt von einem fixierten wissenschaftlichen Paradigma oder einem festen Weltbild auszugehen, sollen die praktischen Handlungen und zwischenmenschlichen Bedingungen reflektiert werden, unter denen der jeweils konkrete Andere sich von sich selbst her zeigen und entfalten kann. So stellt sich die

Nutzenfrage schließlich als eine selbstkritisch zu leistende praktische und auch *ethische Aufgabe* gegenüber der jeweils konkreten Person. Die Herausforderung der Psychotherapie durch die Neurowissenschaften liegt also noch vor den technisch-statistischen Anwendungsfragen und normativen Regelungen in der Besinnung auf die Wirkweise der therapeutischen Beziehung und die Existenzweise von Personen. *Gerade mit der Steigerung technischer Mittel könnten wir umso mehr eine Anschauung dessen benötigen, was die Einzigartigkeit, Unverfügbarkeit und auch Unantastbarkeit von Personen ausmacht.*

2 Der Einfluss der Neurowissenschaften in der Psychotherapie

Die Erforschung der Gehirnaktivität mithilfe der neuen Bildgebungstechnologien löste im ausgehenden 20. Jahrhundert einen regelrechten *Boom* aus, wie nur wenige Jahre zuvor die Gen- und Molekularbiologie. Vielfältige Phantasien zu technologischen Anwendungen bei Krankheit, zu Regelungen und Vermeidung von menschlichem Leid, zur Leistungssteigerung gesunder Personen bis hin zur Prognose und Steuerung von menschlichem Verhalten, z.B. dem von Straftätern, Konsumenten oder Soldaten, gingen nun auf die Neurowissenschaften über. Bereits 1990 rief George Bush als Präsident der Vereinigten Staaten eine ‚Decade of the Brain‘ aus. Inzwischen gelten die Neurowissenschaften als die neue *„Leitwissenschaft“* (vgl. Hagner, 2006) – schließlich basiere jegliche Tätigkeit des Menschen, auch die wissenschaftliche, auf Hirnprozessen. Die Folge ist ein seither überstrapazierter Gebrauch des Präfixes ‚Neuro-‘. So gibt es inzwischen eine ‚Neuro-Ästhetik‘, eine ‚Neuro-Philosophie‘ oder auch eine ‚Neuro-Theologie‘. In manchen wissenschaftlichen Bereichen, die ursprünglich mit den Neurowissenschaften gar nicht in Verbindung standen, ist es schwer geworden, sich als Wissenschaftler Renommee und Forschungsgelder zu verschaffen, ohne sich das Präfix ‚Neuro-‘ auf die Fahnen zu schreiben. In Allianz mit der Wirtschaft sind die Neurowissenschaften ein Industriezweig mit eigenem Finanzindex (NASDAQ) geworden. Entsprechend stärken heute wirtschaftliche, wissenschaftsstrategische und politische Interessen die Bedeutung der neurowissenschaftlichen Forschung an den Universitäten (vgl. Hasler, 2013).

Dieser Boom – eine regelrechte *„Neurophorie“* (Greiner, 2007) – wirkt sich auch auf das Gebiet der Psychotherapie aus. Bedeutsam wurden die Neurowissenschaften hier insbesondere durch die Entwicklung der bildgebenden Verfahren und die Entdeckung der *Neuroplastizität*. Diese wurde zunächst an der Wandelbarkeit und Kompensationsfähigkeit von neuronalen Strukturen gemäß übergeordneten Funktionen entdeckt. Als basaler Mechanismus der neuronalen Plastizität sorgt sie dafür, dass Neuronen bzw. Synapsen, die während einer bestimmten Tätigkeit gemeinsam aktiv sind, ihre Eigenschaften und

Verbindungen zueinander ändern.² Als Entdecker dieser neurophysiologischen Grundlage von Lernvorgängen gilt unter anderen der Biopsychologe Donald O. Hebb mit seiner viel zitierten Formulierung aus dem Jahr 1949: „*What fires together, wires together*“. Damit beschrieb er den neurobiologischen Anpassungsmechanismus des zentralen Nervensystems an Entwicklungserfordernisse, auf dessen Grundlage sich der Mensch Fähigkeiten aneignet und ein Gedächtnis erwirbt. Wie genau nun diese Bahnungen und Hemmungen bei Lernvorgängen zwischen den Neuronen ablaufen und über welche neurobiologischen Mechanismen sich die Hirnstrukturen verändern, untersuchte dann Eric Kandel (Kandel und Schwartz, 1982) und erhielt dafür im Jahr 2000 den Nobelpreis. Er konnte zeigen, wie **nachhaltige Lernerfahrung über die Genexpression** zu strukturellen Veränderungen führt (Barco et al., 2006), indem sich zwischen bestehenden Neuronen neue Verbindungen bilden und sogar neue Neuronen wachsen können.

Eine zentrale Bedingung für die aktuellen neurowissenschaftlichen Entdeckungen sind die jüngeren technologischen Entwicklungen bei der Datenverarbeitung, die zu immer exakteren und schnelleren Messungen insbesondere der **Bildgebungsverfahren** führen. Auf dem Gebiet der Neurowissenschaften sind hier die funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRT), die Positronen-Emissions-Tomographie (PET) oder auch die Einzelphotonen-Emissionscomputertomographie (SPECT) zu nennen. Diese Technologien können die Neuronenaktivität, genauer: den Metabolismus der Neuronen messen, während eine Person z.B. eine Rechenaufgabe löst, Angst hat oder meditiert. Mithilfe entsprechender Forschungsdesigns können zeitliche Korrelationen zwischen der lokalen Hirnaktivität einerseits und den psychischen Funktionen bzw. Erlebnisweisen andererseits festgestellt werden. Diese statistisch ermittelten, systematischen Korrelationen werden dann durch Farbgebung in einem grauen Standardgehirn symbolisiert und erscheinen als bunte Hirnbilder unübersehbar in den wissenschaftlichen Fachzeitschriften zu Psychiatrie und Psychotherapie.

Mithilfe dieser Bildgebungstechnologien kann die Neuronenaktivität während einer Tätigkeit dargestellt werden, es können aber auch die damit verbundenen strukturellen Veränderungen im Gehirn vor und nach bestimmten Erfahrungen oder zwischen zwei

² Die erstaunlich hohe Plastizität und Anpassungsfähigkeit der Nervenzellen und ihrer Verbindungen ermöglicht die Reorganisation zur Wiederherstellung von verlorenen Funktionen und Fähigkeiten bei Hirnläsionen. So wurden in einem Experiment einem Affen die Nervenfasern der Mittelhand durchgeschnitten. Zwei Monate später war die ursprünglich mit dieser Mittelhand verbundene Hirnregion aber nicht etwa stillgelegt, sondern diente stattdessen der Reizverarbeitung benachbarter Handregionen (Paul et al., 1972). Ähnliche Beobachtungen, bei denen die angrenzenden Hirnareale einen nicht mehr genutzten Bereich übernehmen, konnten auch bei Menschen mit amputierten Gliedmaßen gemacht werden (Elbert et al., 1997). Offensichtlich sind die für bestimmte Lebensvollzüge erforderlichen Funktionen den bestehenden neuronalen Ordnungen vorangestellt und können so eine funktionspezifische Ausprägung und Wandelbarkeit der Neuronen bewirken. Dieses Primat der Funktion ermöglicht auch, dass z.B. bei durch Schlaganfall geschädigten Hirnregionen verlorene Sprach- und Bewegungsfähigkeiten durch eine kompensatorische „*kortikale Landnahme*“ (Deneke, 1999, S. 69) benachbarter Regionen teilweise wiederhergestellt werden können.

Personengruppen mit unterschiedlichen Erfahrungen verglichen werden. So konnte bereits eine deutliche Zunahme an Vernetzungsdichte und Volumen von Gehirnarealen beobachtet werden, die bei der regelmäßigen Ausübung spezifischer Tätigkeiten besonders aktiv sind. Taxifahrer in London z.B. haben über die ständige Gedächtnisleistung bei der Orientierung einen vergrößerten Hippocampus (Maguire et al., 2006), regelmäßige Fingerübungen am Klavier wiederum führen zur Vergrößerung des entsprechenden kortikalen Areals (Pascual-Leone et al., 2005). Die ***bildgebenden Verfahren bestätigen also die Neuroplastizität*** eindrucksvoll. Es entsteht der Eindruck, als könne man durch sie dem Gehirn bei den neurobiologischen Prozessen des Lernens – manche glauben sogar beim Denken selbst (Haynes und Rees, 2006) – regelrecht ‚zuschauen‘.

Im psychotherapeutischen Prozess geht es, abstrakt gesehen, ebenfalls darum, langfristige Lernvorgänge anzuregen. Gelten also die neurobiologischen Mechanismen für Lernprozesse im Allgemeinen, so liegt es nahe, diese auch im spezifischen Bereich der Psychotherapie zu erforschen. Kandel, einer der Protagonisten bei der ***Erforschung neuroplastischer Mechanismen des Lernens***, hatte schon immer ein reges Interesse an der Psychoanalyse und so übertrug er seine neurobiologischen Erkenntnisse bald auch auf diese: *„Insofar as psychotherapy or counselling is effective and produces long-term changes in behaviour, it presumably does so through learning, by producing changes in gene expression that alter the strength of synaptic connections and structural changes that alter the anatomical pattern of interconnections between nerve cells of the brain“* (Kandel, 1998, S. 460).

Indem prominente Neurobiologen wie Kandel, Joseph LeDoux oder auch Roth betonen, dass wirksame Psychotherapie die Synapsenverbindungen nachhaltig zu verändern habe (LeDoux, 2003, Roth, 2003), scheint sich die Möglichkeit zu eröffnen, den ***Erfolg von Psychotherapie*** erstmals nach streng naturwissenschaftlichen Kriterien überprüfen zu können: *„As the resolution of brain imaging increases, it should eventually permit quantitative evaluation of the outcome of psychotherapy“* (Kandel, 1998, S. 460). Die Neurowissenschaften sollen die psychotherapeutische Tätigkeit durch ihre Methoden und Erklärungsmodelle ***wissenschaftlich fundieren***. Was im Konkreten damit gemeint ist, hängt dann wiederum vom jeweiligen wissenschaftlichen Selbstverständnis und Menschenbild des Forschers ab. Forscher wie Kandel sind jedenfalls der Meinung, dass die Psychotherapie sich erst durch die Neurowissenschaften als ernstzunehmende Wissenschaft legitimieren könne.³ Andere Forscher hingegen sehen durchaus einen kategorialen Unterschied zwischen der neurowissenschaftlichen Methode und dem ‚Gegenstand‘ der Psychotherapie. Sie identifizieren nicht wie etwa Kandel die Wissenschaftlichkeit schlechthin mit der naturwissenschaftlichen

³ *„Most important, and most disappointing, psychoanalysis has not evolved scientifically. Specifically, it has not developed objective methods for testing the exciting ideas it had formulated earlier. As a result, psychoanalysis enters the twenty-first century with its influence in decline“* (Kandel, 1999, S. 505). *„Pavlov thus developed powerful paradigms for associative learning that led to a permanent shift in the study of behavior, moving it from an emphasis on introspection to an objective analysis of stimuli and responses. This is exactly the sort of shift we are looking for in psychoanalytic investigations of psychic determinism“* (Kandel, 1999, S. 510).

Methode, sondern sehen die neue Möglichkeit, psychotherapeutische Konzepte mit den Neurowissenschaften kritisch zu überprüfen, in einer deutlich differenzierteren Weise (Fuchs, 2004, Beutel und Huber, 2008, Beutel, 2009a).

Tatsächlich gibt es inzwischen einige Befunde dafür, dass psychische Symptome mit bestimmten neurobiologischen Prozessen einhergehen, und es begann die Suche nach messbaren **neurobiologischen ‚Markern‘ für spezifische psychische Störungen und deren Heilung**. Die Möglichkeit, den psychotherapeutischen Prozess nun endlich mit empirischen ‚hard facts‘ belegen zu können, wurde von einigen Forschern enthusiastisch verfolgt. Bereits in den 1990er Jahren entstanden erste Studien, die die neurobiologischen Korrelate und Wirkmechanismen von psychischen Störungen anhand der bildgebenden Verfahren erforschten.⁴ Inzwischen konnten zu zahlreichen Störungen, wie z.B. der Depression und der Zwangs- oder auch der Angststörung, typische funktionelle Veränderungen der Gehirnaktivitäten festgestellt werden (Beauregard et al., 1998, Grawe, 2004, Beutel und Huber, 2008, Schiepek et al., 2011). Während die Bildgebungsstudien zu psychiatrischen und psychischen Störungen sowie der Pharmakotherapie heute zum dominierenden Forschungszweig der Psychiatrie gehören, sind differenzierte neurobiologische Studien zum psychotherapeutischen Prozess selbst aber noch vergleichsweise selten (vgl. Schiepek et al., 2011).⁵

Um die Frage nach dem Einfluss und Nutzen der Neurowissenschaften für die Psychotherapie sinnvoll bearbeiten zu können, muss an dieser Stelle auf die klinisch wichtige Unterscheidung zwischen Psychotherapie einerseits und Neurochirurgie, Neurologie sowie biologischer Psychiatrie andererseits hingewiesen werden. Die Letzteren verstehen sich als medizinische Heilberufe bei Funktionsstörungen mit vorwiegend **organischen Ursachen**. Dagegen widmet sich die Psychotherapie psychischen Störungen, für deren Entstehung vorwiegend **seelische bzw. zwischenmenschliche Gründe** vorliegen. Der unmittelbare ‚Gegenstand‘ der Psychotherapie ist also nicht der ‚Organismus‘ wie in der Medizin, sind nicht die neurobiologischen Wirkmechanismen, sondern die biographische Person als Teilnehmer unserer geschichtlichen Lebenswelt. Wenn für die Genese einer Störung eher von organischen

⁴ Liggan und Kay haben bald darauf in einem Review die neurobiologischen Erkenntnisse von Ramon y Cajal, Hebb und Kandel mit ersten Studien durch bildgebende Verfahren in der Psychotherapie verglichen: „*We examine a memory model of psychotherapy based on brain plasticity as a prerequisite for any long-lasting change in behavior, cognition, and emotions, and therefore for all psychotherapeutic effects*“ (Liggan und Kay, 1999, S. 104). Und sie kommen zu dem Schluss: „*Studies revealed changes in cortical thickness, size of synaptic contacts, number of dendritic spines, and dendritic branching, constituting a mechanism by which psychotherapy facilitates change in the permanent storage of memory. Psychotherapy alters the neurochemistry and physiology of the brain by providing a stimulus that leaves a memory trace*“ (Liggan und Kay, 1999, S. 111).

⁵ Von den bisher abgeschlossenen Psychotherapiestudien umfasst die Mehrzahl standardisierte Verfahren der kognitiven Verhaltenstherapie, während einsichts- und beziehungsorientierte Psychotherapien (z.B. Buchheim et al., 2008) weniger vertreten sind.

Ursachen wie z.B. einer Schilddrüsenunterfunktion auszugehen ist, dann konzentriert sich die Therapie auf diesen organischen Aspekt, für den sich Neurochirurgie, Neurologie und biologische Psychiatrie unterschiedlich spezialisiert haben. Sind dagegen mehr lebensweltliche Gründe und unbewusste Motive für die Störung ausschlaggebend, dann eignet sich dazu die Psychotherapie (Richter, 2013a).

Diese Unterscheidung der Bearbeitung von lebensweltlichen Gründen in der Psychotherapie und organischen Ursachen in der Medizin ist für die Frage nach dem Nutzen der Neurowissenschaften essentiell. Denn je nachdem, von welchem **Anamnesemodell** man ausgeht, ob von lebensweltlichen Gründen oder organischen Ursachen, sind die Neurowissenschaften diesbezüglich von verschiedener Bedeutung: Die Neurowissenschaften untersuchen die neurobiologischen Wirkmechanismen – Neurochirurgie, Neurologie oder biologische Psychiatrie beziehen sich auf eben diese Ebene und deshalb sind die Neurowissenschaften hier auch von unmittelbarer Relevanz. Gleiches kann in Bezug auf die Psychotherapie jedoch nicht selbstverständlich geltend gemacht werden. Denn Psychotherapeuten thematisieren primär die lebensweltlichen Gründe und Motive durch das Gespräch in der therapeutischen Beziehung und es ist noch nicht geklärt, wie die neurobiologischen Wirkursachen dazu im Verhältnis stehen.

Nun könnte aber gerade die gegenwärtige Erforschung der neurobiologischen Korrelate von psychischen Störungen zur **Aufweichung dieses klinischen Dualismus** zwischen der Therapie von ‚organischen Wirkursachen‘ einerseits und ‚seelischen Gründen‘ andererseits führen.⁶ Einige Vertreter der biologischen Psychiatrie z.B. sehen in den entdeckten Korrelationen eine Bestätigung dafür, dass auch psychische Störungen im Prinzip nichts anderes als eine Stoffwechselstörung bzw. Organerkrankung sind – eine **Erkrankung des Organs ‚Gehirn‘** (Maier, 2006, Insel und Quirion, 2005).⁷ Umgekehrt sehen sich manche Psychosomatiker und Psychotherapeuten darin bestätigt, dass pathologisch veränderte Stoffwechselprozesse durchaus auch **psychodynamisch oder zwischenmenschlich bedingt** sein können – und folglich auch über diese Ebene therapierbar sind.

Wie auch immer die genaue Interpretation der beobachteten Korrelationen ausfallen mag, die Neurowissenschaften sollen in Zukunft für die praktische Psychotherapie zunehmend relevant werden. Mit der Erforschung neurobiologischer Wirkmechanismen bei psychischen Störungen entstehen neue Möglichkeiten, durch **biotechnologische Eingriffe** wie

⁶ Der klinische Dualismus ist ein pragmatischer und noch kein ontologischer Dualismus, er trifft eine Aussage zur vermuteten Verursachung und leitet daraus eine entsprechende Ursachentherapie ab. Es soll sich noch zeigen, dass gerade die begriffliche Unterscheidung von ‚Gründen‘ und ‚Wirkursachen‘ nicht in einen ontologischen Dualismus münden muss, sondern eine differenzierte Vermittlung der beiden Ebenen miteinander zu denken erlaubt.

⁷ „Sollte es der neuropsychologisch fundierten Psychotherapie darüber hinaus gelingen, das probate therapeutische Vorgehen dank theoriegestützter Überlegungen empirisch erfolgreich zu optimieren, dann dürften in Zukunft immer mehr psychische Störungen dem Anwendungsbereich ‚Hirnorganische Störungen‘ zuzurechnen sein“ (Pwetzlik, S. 258, Kommentar in Gauggel, 2003).

Psychopharmaka und Hirnstimulation gezielt auf den psychophysischen Zustand einzuwirken (Linden, 2008, Mayberg et al., 2005). **Neue Konzepte** werden erarbeitet und es wird dazu geforscht, wie sich neurobiologische Eingriffe und psychotherapeutische Interventionen womöglich gegenseitig ergänzen könnten. Aber auch ohne konkrete biotechnologische Anwendungen sind die Neurowissenschaften auf dem besten Weg, die psychotherapeutische Praxis nachhaltig zu prägen. So sollen sie einen wichtigen Ansatz in der **quantitativen Psychotherapieforschung** bieten. Die Interventionen und Konzepte, die über Fachbücher, Behandlungsmanuale und Leitlinienempfehlungen an den Psychotherapeuten herangetragen werden, könnten zukünftig auch mithilfe von neurobiologischen Kriterien entwickelt und evaluiert werden (Grawe, 2004, Bohus et al., 2009). Weiter erhofft man sich, durch die Erforschung der neurobiologischen Mechanismen bei psychischen Störungen innovative **psychotherapeutische Techniken** zu entwickeln.⁸

Die Neurowissenschaften könnten zudem die **Rahmenbedingungen** der Psychotherapie, also „*Indikation, Dauer und Intensität ihrer Interventionen begründen*“ und zur „*Entwicklung neuer Anwendungs- und Durchführungsformen*“ (Gauggel, 2006, S. 135) beitragen (vgl. auch Linden, 2008). Auch sollen die bildgebenden Verfahren den differentialdiagnostischen Ausschluss von organischen Erkrankungen verbessern bzw. eine **neurobiologisch fundierte Diagnostik** zur Bildung von klinisch relevanten Untergruppen erlauben (Davidson et al., 2002, Beutel und Huber, 2008). Die Neurowissenschaften könnten empirisch messbare Kriterien zur Indikationsstellung identifizieren, die zu differenzierteren nosologischen Einheiten und entsprechend gezielteren Therapien führen (Dannlowski et al., 2010). Manfred Spitzer spricht sogar vom „*Beginn einer neuen Grundlegung der allgemeinen Psychopathologie*“ (Spitzer, 1997, S. 21) und andere Autoren betonen, dass eine solche Diagnostik objektiver und genauer als die verbale Selbstauskunft des Patienten sei (Walter et al., 2009). Weiter könnten neurobiologische Kriterien zur **Evaluation** des psychotherapeutischen Prozesses (Linden, 2008) bzw. zur **Prognose** der Rückfallwahrscheinlichkeit dienen.⁹ Nach Absicht einiger Forscher soll die psychotherapeutische Tätigkeit in Zukunft insgesamt an neurobiologischen Kriterien ausgerichtet werden (Berger und Caspar, 2009) und so die Beziehung zum Patienten ‚professioneller‘ und ‚effizienter‘ gestalten (vgl. Grawe, 2004).

Neben diesen organisatorischen Aspekten der Psychotherapie sollen die Neurowissenschaften auch eine Funktion im psychotherapeutischen Gespräch selbst

⁸ „*Advances in neuroscience research have led to a more sophisticated understanding of how psychotherapy may affect brain activity. These developments point the way towards a new era of psychotherapy research and practice in which specific modes of psychotherapy can be designed to target specific sites of brain function*“ (Gabbard, 2000, S. 117).

⁹ Kandel et al. resümieren in einem Übersichtsartikel: „*We also consider the possible role for neuroimaging in refining clinical diagnoses and predicting treatment outcome, which would benefit clinical decision making*“ (Kandel et al., 2005, S. 145). „*We now need to focus on the best neuroimaging approaches in three areas: to guide individualized therapeutic choices, to track patients' progress, and to use this information to predict recovery and likelihood for relapse*“ (Kandel et al., 2005, S. 156).

einnehmen. So könnten die neurobiologischen Erklärungen von psychischen Störungen dem Patienten Fachkenntnis der entsprechenden Mechanismen vermitteln und womöglich auch eine diesbezügliche **Veränderungsmotivation** und Zuversicht. Darüber hinaus würden die neurobiologischen Erklärungen zur **„Destigmatisierung“** (Berger und Caspar, 2009) des Patienten beitragen. Manche Psychotherapieforscher meinen sogar, die neurobiologischen Beobachtungen könnten im konkreten Fall helfen, den Patienten **besser zu ,verstehen‘** (vgl. Leuzinger-Bohleber et al., 2011, Walter et al., 2009, Herpertz, 2009). Kurzum: Erstmals in der circa 100-jährigen Geschichte der Psychotherapie sollen die Neurowissenschaften **für die psychotherapeutische Praxis selbst unmittelbar relevant** sein.

Auf dem Gebiet der Psychiatrie bestimmen die Neurowissenschaften das professionelle Selbstverständnis und Krankheitskonzept inzwischen weitgehend. Hier verdrängen die neurobiologischen Erklärungsansätze letzte Überbleibsel sozialpsychiatrischer und psychoanalytischer Zugänge. Aber auch in der Psychotherapie und selbst noch in manchen psychoanalytischen Kreisen scheinen die Neurowissenschaften die Tendenz mit sich zu bringen, die Psyche auf ihre biologischen Wirkmechanismen zu reduzieren.¹⁰ Die Neurowissenschaften oder besser gesagt manche Neurowissenschaftler scheinen eine *„Definitions-macht über psychiatrische, anthropologische und erkenntnistheoretische Grundbegriffe“* (Holzhey-Kunz, 2003, S. 217) für sich zu beanspruchen. Das hat bereits zu einer noch ausgeprägteren Dominanz der naturwissenschaftlichen bzw. quantitativen Ansätze in der Psychotherapieforschung geführt, als sie davor schon bestand. Aktuell werden psychotherapeutische Lehrstühle und leitende Positionen an Universitätskliniken vielerorts nach dem Renommee in der neurobiologischen Psychotherapieforschung vergeben. Immer lauter wird die Forderung auch unter Psychotherapeuten, man habe sich ein neurobiologisches Fachwissen anzueignen. Manche Forscher empfinden die neurobiologischen Erkenntnisse für die Psychotherapie gar als so grundlegend, dass nun auch sie das Präfix ‚Neuro-‘ tragen wollen und fortan eine **„Neuropsychotherapie“** (Grawe, 2004, Gauggel, 2006, Walter et al., 2009) bzw. eine **„Neuropsychanalyse“** (Kaplan-Solms und Solms, 2003) betreiben möchten.

Vor dem Einsatz der bildgebenden Verfahren in der Psychotherapieforschung galt es als selbstverständlich, dass sich der Psychotherapeut allein auf das Verstehen der lebensweltlichen Gründe und der psychodynamischen Motive oder auch auf die Erklärung des Verhaltens nach lerntheoretischen Ursachen konzentriert. Tatsächlich fühlte sich die Mehrheit der einsichts- und beziehungsorientierten Psychotherapeuten durch die quantitative Logik der akademischen Psychotherapieforschung bisher nur wenig angesprochen (Protz et al., 2011, S. 70). Zwischen der Psychotherapieforschung an den Universitäten und der täglichen Praxis einsichts- und beziehungsorientierter Psychotherapeuten bestand immer eine *„Kluft“* (Fäh und Fischer, 1998, S.

¹⁰ *„While the proponents of neuropsychanalysis argue that they are not reducing the psychological domain to the biological one, nevertheless, neuropsychanalysis, in effect, ascribes to biology a kind of significance that does away with the value of meaning and psychic truth which is at the foundation of psychoanalysis“* (Blass und Carmeli, 2007, S. 36).

28). Nun aber zeigen sich selbst einsichts- und beziehungsorientierte Psychotherapeuten auf einmal erstaunlich aufgeschlossen gegenüber den Neurowissenschaften – und zwar ohne dass die neurobiologischen Psychotherapiestudien bis heute zu klinisch wirklich relevanten Hilfestellungen geführt hätten.¹¹

Warum, so mag man sich fragen, nehmen Psychotherapeuten auf einmal an Kongressen zur ‚Neurobiologie der Psychotherapie‘ teil und lesen naturwissenschaftliche Fachbücher, deren Gegenstand erst einmal weit entfernt von ihrer Profession zu sein scheint? Man dürfe sich nicht verschließen vor den naturwissenschaftlichen Methoden und der neuen Entwicklung durch die Neurowissenschaften, so ist zu hören, sonst werde man sowohl aus der scientific community als auch dem kassenfinanzierten Gesundheitssystem gänzlich ausgeschlossen (Protz et al., 2011, S. 77f.). Es gelte nun, wichtige einsichts- und beziehungsorientierte **Konzepte der Psychotherapie neurobiologisch zu validieren** und ihre spezifische Wirksamkeit nach naturwissenschaftlichen Kriterien empirisch zu beweisen – und tatsächlich gibt es hierfür inzwischen wohl auch einige neurobiologische Hinweise (vgl. Beutel, 2009a, Schiepek, 2011). So betont z.B. der Neurowissenschaftler Roth aufgrund seiner Forschung den psychoanalytischen Allgemeinplatz, dass die emotionale zwischenmenschliche Beziehung das zentrale Agens bei Veränderungen im psychotherapeutischen Prozess sei. Auch scheinen die Neurowissenschaften die neurobiologischen Mechanismen zur Wirkung unbewusster Motive und Prozesse aufzeigen zu können und haben damit dem psychoanalytischen Konzept des ‚Unbewussten‘ zu einer unerwarteten Renaissance verholfen.

Nicht zuletzt wegen der Hoffnung, dass die eigenen Konzepte aufgrund solcher empirischen Belege auch in Wissenschaftskreisen ernst genommen werden, ist auch bei psychodynamischen und beziehungsorientierten Psychotherapeuten immer öfter von Gehirnprozessen die Rede. Die neurowissenschaftlichen Modelle fließen in ihre Formulierungen zum zwischenmenschlichen und psychodynamischen Geschehen ein. Zwischenmenschliche Prozesse werden auf einmal mit neurobiologischen Begriffen umschrieben und in den Schilderungen der Psychotherapeuten erscheint immer häufiger das **Gehirn als handelndes Subjekt**. Psychoanalytiker verfassen Artikel, die z.B. den Titel „Was für ein Mensch ist mein Gehirn?“ (Strauss und Röckerath, 2010) tragen, oder sie setzen

¹¹ Aus der bloßen Feststellung, dass Beziehungsarbeit auch neurobiologisch wirksam ist oder dass verschiedene psychodynamische Konzepte wie das Unbewusste durch neurobiologische Studien scheinbar bestätigt werden, folgt noch keine konkrete Hilfestellung für die psychotherapeutische Praxis. Solche Ergebnisse bestätigen nur noch einmal auf neurobiologischer Ebene, was erfahrene Psychotherapeuten schon lange wahrnehmen und in Bezug auf klinisch hochrelevante Kriterien wie die Symptomreduktion bereits vielfach unter Beweis gestellt haben (Beutel und Huber, 2008). So sollen z.B. die Erkenntnisse der Neurowissenschaften beweisen, dass rein kognitive Deutungen wenig Effekt haben, da wichtige subkortikale Strukturen davon unverändert blieben (Roth, 2005b). Dies war aber schon lange vor den Neurowissenschaften eine zentrale klinische Erfahrung von Psychoanalytikern, die genau aus diesem Grund bereits vor Jahrzehnten den therapeutischen Fokus zunehmend auf das emotionale Hier und Jetzt der zwischenmenschlichen Beziehung verlegt haben (Blass und Carmeli, 2007, Ermann, 2014).

zwischenmenschliche Beziehungen und inhaltliche Assoziationen mehr oder weniger mit ‚Assoziationen‘ zwischen Nervenzellen gleich¹².

Als Psychologischer Psychotherapeut, der seine Tätigkeit als zwischenmenschliches Verstehen und Beziehungsarbeit versteht, sehe ich diese Entwicklung kritisch. Damit meine ich weniger die neuen Möglichkeiten biotechnologischer Interventionen und auch nicht die zusätzlichen Diagnosekriterien – das alles kann, vorausgesetzt es wird im Lebenszusammenhang richtig verortet, helfen. Auch kann die neue ‚Biolissenschaftlichkeit‘ einiger Kollegen durchaus therapeutische Forschung und Diskurse bereichern; es ist zumindest kein Fehler, wenn Psychotherapeuten ungefähr wissen, welche neurobiologischen Prozesse mit dem psychotherapeutischen Prozess einhergehen. Problematischer schon ist die kategoriale Begriffsverwirrung, wenn z.B. das Gehirn zum Subjekt wird und sich so unsere öffentlichen Vorstellungen von dem, was unser Leben ausmacht und es gelingen lässt, verkehren. Aber selbst diesbezüglich gab es bisher eine Art *‚traumwandlerischen Schutz‘* um unsere gelebten Beziehungen: In der konkreten zwischenmenschlichen Praxis handeln wir nämlich implizit anders, als uns das explizite naturwissenschaftliche Menschenbild eigentlich nahelegt. So sprechen wir anderen Menschen in der Lebenspraxis durchaus Verantwortung und Freiheit zu – obwohl es dafür in einer determinierten Welt eigentlich keinen Begriff geben kann. Und ähnlich verhält es sich auch in der Psychotherapie: Die meisten Psychotherapeuten nehmen den Patienten durchaus als Gegenüber bzw. eine individuelle Person wahr – und nicht als einen psychophysischen Zustand oder ein Gehirn, auf das sie zweckrationale Techniken anwenden.

Im Bereich der zwischenmenschlichen Praxis – und es soll noch ausführlich gezeigt werden, inwiefern eben auch Psychotherapie im Wesentlichen eine zwischenmenschliche Praxis darstellt – ist es wohl ein Segen, dass die naturwissenschaftliche Denk- und Handlungsweise nicht vollständig und systematisch unser Handeln leitet. Meine Beobachtung oder Sorge ist jedoch, dass durch die Integration der Neurowissenschaften dieser traumwandlerische Schutz in der psychotherapeutischen Praxis verloren gehen könnte. Dass die psychotherapeutische Tätigkeit durch die Neurowissenschaften einen zunehmend zweckrationalen und technischen Charakter bekommt.

Schon seit geraumer Zeit herrscht seitens der akademisch-quantitativen Psychotherapieforschung der Trend, nicht nur einzelne Interventionen, sondern die gesamte psychotherapeutische Praxis als ein zweckrationales Handeln zu konzipieren. Psychotherapie soll im Sinne des organmedizinischen Diagnose-Interventions-Schemas wie ein zweckrationales Vorgehen nach den neuesten Erkenntnissen der evidence-based medicine gestaltet werden. Alice Holzhey-Kunz nennt dies die *‚Medizinalisierung‘* oder auch *‚Zweckrationalisierung‘* der Psychotherapie (Holzhey-Kunz, 2002). Dieser bereits

¹² Der Psychiater und Psychoanalytiker Norman Doidge z.B. äußert über einen Patienten: „*Er musste lernen, zwischenmenschliche Beziehungen zu knüpfen und neue Synapsenverbindungen herzustellen, und er musste alte Reaktionen verlernen und bestehende Synapsenverbindungen schwächen*“ (Doidge, 2010, S. 47).

bestehende Trend zur Zweckrationalisierung könnte durch die aktuelle Integration der Neurowissenschaften weiter verschärft werden. Und tatsächlich zeigen viele Protagonisten der neurowissenschaftlichen Psychotherapieforschung **kaum ein Verständnis für die spezifische Wirkweise der zwischenmenschlichen Praxis**. Besonders deutlich äußert sich dies z.B. bei Klaus Grawe, wenn er betont, „[...] dass Neuropsychotherapie als ein geplantes, strukturiertes Vorgehen aufzufassen ist. Sich mit einem Patienten zusammenzusetzen, ihn von seinen Problemen erzählen zu lassen, verständnisvoll darauf einzugehen, ihn mit gelegentlichen Interventionen zu neuen Gedanken und Verhaltensweisen zu stimulieren und ihn dazu zu ermuntern, seine wahren Gefühle zum Ausdruck zu bringen, ist fern von dem, was ich unter Neuropsychotherapie verstehe. Weder die Wahl der Therapieziele noch den Ablauf der einzelnen Therapiesitzungen kann ein Neuropsychotherapeut dem Patienten überlassen“ (Grawe, 2004, S. 432).

In despektierlicher Weise spricht Grawe hier über die offene Beziehungsarbeit von Psychotherapeuten. Seine Forderung nach Wissenschaftlichkeit der Psychotherapie zeigt, dass er offensichtlich nicht verstanden hat, dass die Unplanbarkeit des psychotherapeutischen Prozesses dem spezifischen Gegenstand der Psychotherapie, nämlich der einzigartigen Person, und der spezifischen therapeutischen Wirkweise als zwischenmenschliche Beziehung geschuldet ist. Umgekehrt überschätzt er wohl den Wirkungsbereich dessen, was durch ein geplantes und strukturiertes Vorgehen im Leben überhaupt erreicht werden kann. Diese Verknüpfung von einer **Abwertung der freien zwischenmenschlichen Praxis mit einer Überschätzung dessen, was ein neurobiologisch geregeltes Vorgehen leisten kann**, ist kein Einzelfall und könnte sich künftig zunehmend durchsetzen.

Besonders problematisch an der Medizinalisierung und Zweckrationalisierung durch die Neurowissenschaften erscheint mir, dass neurobiologische Prozesse und Kriterien zu Zwecken der psychotherapeutischen Praxis erklärt werden. Bisher waren die Symptomreduktion, die Lebensbewältigung und Lebenszufriedenheit – oder, wie es ungleich schöner in Anlehnung an Freud formuliert wird, die ‚Arbeits-, Genuss- und Liebesfähigkeit‘ – die Kriterien für den Erfolg psychotherapeutischer Tätigkeit. Nun aber sollen die **neurobiologischen Kriterien bzw. das Gehirn zum Ziel der psychotherapeutischen Praxis** werden.¹³ Auch wenn der gewöhnliche Psychotherapeut heute kaum Zugang zu entsprechenden biotechnologischen Messverfahren besitzen dürfte, so wird ihm über einschlägige Kongresse, Fortbildungen und Veröffentlichungen ein bestimmtes Bild seiner zwischenmenschlichen Tätigkeit vermittelt: Die psychotherapeutische **Beziehung selbst wird als ein zweckrational einzusetzendes**

¹³ Auch jenseits des psychotherapeutischen Kontextes wird das Gehirn nun zum Ziel zwischenmenschlicher Praxis. So sind inzwischen zahlreiche Veröffentlichungen zur ‚Hirnentwicklung‘ erschienen (Caspary, 2006, Spitzer, 2002), in denen Zwecke der ‚Bildung‘ oder ‚Persönlichkeitsentwicklung‘ nicht mehr mit ‚Werten‘, sondern mit neurobiologischen Kenntnissen gerechtfertigt werden (Roth, 2015, Spitzer et al., 2012). Gerald Hüther liefert gleich die „Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn“, in der Achtsamkeit und Liebe empfohlen wird, „um sein Gehirn fortan umfassender, komplexer und vernetzter zu benutzen als bisher“ (Hüther, 2007, S. 123f.).

Instrument konzipiert, um einen bestimmten neurobiologischen Effekt zu erzielen.¹⁴ Die Tragweite einer solchen Entwicklung kann an dieser Stelle der vorliegenden Studie noch nicht deutlich erscheinen. Vielleicht kann der Leser aber schon den Eindruck nachempfinden, dass mit der Ausrichtung der psychotherapeutischen Beziehungsarbeit an neurobiologischen Kriterien die Person des Patienten als eigentlicher Mitgestalter der therapeutischen Beziehung, bildlich gesprochen, hinter ihr Gehirn zurücktritt und zu einem kausal bedingten Hirnzustand verdinglicht wird.

Wie bereits erwähnt, steht die Zweckrationalisierung der Psychotherapie im Kontext des gesamtgesellschaftlichen Trends zur Ökonomisierung und Technisierung unserer Lebenswelt. Auf der Ebene der zwischenmenschlichen Praxis bedeutet dies konkret, dass Menschen zunehmend unter Funktions- und Nutzenkriterien miteinander verkehren und in Verhältnissen arbeiten und leben, die kaum noch Muße gewähren, zum Gegenstand des Handelns in eine achtsame Beziehung zu treten. Genau dieser gesamtgesellschaftliche Trend könnte auch eine Ursache für die gesellschaftlich verbreitete Sinnkrise und Zunahme von psychischen Störungen darstellen. Ist dies der Fall, dann sollten Psychotherapeuten dem allerdings in ihrer Profession nicht einfach folgen. Vielmehr wäre es dann wünschenswert, dass gerade die Psychotherapie einen alternativen Raum freihält. Einen Raum, der **nicht zweckrational effizient durchorganisiert** wird. Einen Raum, in dem der Patient erst einmal nicht funktionieren muss, sondern sich in der zwischenmenschlichen Beziehung ausprobieren und von sich selbst her neu erfahren kann.

3 Aufbau

Im **ersten Kapitel** werden zwei theoretische Interpretationsansätze zu den Beobachtungen der Hirnforschung vorgestellt. Zum einen die Interpretation nach der ‚Identitätstheorie‘ wie sie z.B. Michael Pauen vertritt, nach der das subjektive Erleben mehr oder weniger ‚identisch‘ mit den neurobiologischen Prozessen sein soll. Es wird sich zeigen, dass Pauens diesbezügliche Aussagen an den entscheidenden Stellen nur dann Sinn ergeben, wenn man das naturalistische Weltbild bereits voraussetzt. Ohne weltanschauliche Implikationen kommt dagegen die ‚phänomenologisch-ökologische Konzeption‘ des Gehirns als ein ‚Beziehungsorgan‘ von Thomas Fuchs aus. Ausgehend von der natürlichen Entität des Lebewesens vermag er dieselben neurowissenschaftlichen Erkenntnisse deutlich nüchterner zu interpretieren und mit

¹⁴ So z.B. Roth: „*Therapie wäre dann die Induktion der Bildung dieser kompensatorischen Netzwerke. Der für die psychoanalytische Therapie wichtige Prozess der Übertragung und Gegenübertragung könnte hierfür günstige emotionale Bedingungen schaffen in dem Sinne, dass es dabei zu neurochemischen Zuständen kommt, in denen eine Neubildung von kompensatorischen Netzwerken [...] ermöglicht wird*“ (Roth, 2003, S. 440).

den Evidenzen unserer Lebenswelt in Einklang zu bringen. Allerdings bleiben bei Fuchs zentrale Fragen zum Bewusstsein und der Existenzweise von Personen ungeklärt.

Beim **zweiten Kapitel** handelt es sich um eine methodologische Reflexion, wie bei der Beurteilung des Nutzens der Neurowissenschaften in der Psychotherapie überhaupt sinnvoll vorgegangen werden kann. Hier zeigt sich, dass der ‚quantitativ-empirische Ansatz‘ der Psychotherapieforschung ungeeignet ist, weil er auf Voraussetzungen beruht, die innerhalb seines Paradigmas nicht reflektiert werden können. Für gewöhnlich soll die Interpretation und damit auch der Nutzen neurowissenschaftlicher Erkenntnisse dann durch einen ‚theoretischen Ansatz‘ mit Bezug auf allgemeine Gesetze oder ein allgemeines Menschenbild geleistet werden – wie dies mit der Identitätstheorie und der phänomenologisch-ökologischen Konzeption bereits vorgestellt wurde. Bei einem existentiellen Verständnis von Personen aber ist ein solches Vorgehen nicht adäquat. Denn Personen führen kein Leben nach einer vorgegebenen allgemeinen Natur, sondern vollziehen ihre jeweilige Existenz in der geschichtlichen Welt. Wir können nicht sagen: „*So ist der Mensch und deshalb ist dieses oder jenes ‚richtig‘ oder ‚falsch‘.*“ Wir müssen uns auch fragen, was der Mensch sein kann und sein soll, wie wir in der Gesellschaft miteinander umgehen wollen und welche Handlungszusammenhänge für die Entwicklung von Personen günstig sind. So ergibt sich die Notwendigkeit einer ganz eigenen Methode für die Fragestellung dieser Arbeit, nämlich die Methode der ‚pragmatischen Reflexion‘. Die pragmatische Reflexion möchte mithilfe von Reflexionsbegriffen die Bewusstheit für die zwischenmenschliche Existenz und die therapeutische Handlungsweisen fördern – denn dies wäre die Voraussetzung dafür, den Nutzen der Neurowissenschaften in Bezug auf konkrete Personen beurteilen zu können.

Im Nachgang der pragmatischen Reflexion soll im **dritten Kapitel** mithilfe der transzendentalpragmatischen Wissenschaftstheorie gezeigt werden, inwiefern die Neurowissenschaften ihren Sinn im Funktionskreis des ‚technischen Handelns‘ haben. Die Naturwissenschaften bilden nicht etwa objektive Wirklichkeit ab, sondern untersuchen aufgrund ihrer Methode die Wirklichkeit in Hinsicht auf ihre technische Verwendbarkeit. Dieses ‚technische Erkenntnisinteresse‘ der Naturwissenschaften zeigte sich zum Zeitpunkt ihrer historischen Entstehung noch explizit. Auch kann unter wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten demonstriert werden, inwiefern das technische Erkenntnisinteresse die naturwissenschaftliche Methode und die daraus hervorgehende Erfahrung konstituiert. Mit den Neurowissenschaften wird nun diese naturwissenschaftliche Einstellung auf den Menschen angewandt, der dabei aus methodischen Gründen a priori auf seinen ‚psychophysischen Zustand‘ reduziert werden muss.

Im **vierten Kapitel** wird die Handlungsweise der Praxis in ihren zentralen Momenten, nämlich der Wertbeziehung, personalen Identität und Freiheit charakterisiert. ‚Personen‘ können sich nur als Teilnehmer der ‚zwischenmenschlichen Praxis‘ verwirklichen und zu dieser gehört wesentlich der Akt der Begegnung. Aus der Begegnung stiftet sich echte Identität und nur aus der Begegnung heraus kann sich Freiheit als Akt verwirklichen. Insofern als Beziehungsgestaltung, Identität und Freiheit auch zu den Kernaufgaben einer gelingenden

Psychotherapie gehören, erscheint es durchaus sinnvoll, Psychotherapie im Wesentlichen als zwischenmenschliche Praxis zu verstehen. Wir werden sehen, inwiefern sich dies in den bestehenden psychotherapeutischen Konzepten auch abbildet.

Bis hierher also können die Neurowissenschaften dem Handlungszusammenhang ‚technisches Handeln‘ und die Psychotherapie dem Handlungszusammenhang ‚zwischenmenschliche Praxis‘ zugeordnet werden. Wenn in dieser Arbeit der Nutzen der Neurowissenschaften für die Psychotherapie beurteilt werden soll, dann handelt es sich folglich auch um die Frage nach dem Verhältnis dieser beiden Handlungszusammenhänge zueinander. Dem wird im **fünften Kapitel** nachgegangen. Mit Bezug auf die Kritische Theorie, Hannah Arendt und Martin Buber würde ein sinnvolles Gefüge der verschiedenen Handlungsweisen ein spezifisches Fundierungsverhältnis aufweisen, an dessen höchster Stelle der Akt der Begegnung steht. Mithilfe der Kritischen Theorie wird reflektiert, wie sich ein vernünftiges bzw. wünschenswertes Verhältnis von ‚technischem Handeln‘ und ‚zwischenmenschlicher Praxis‘ in der Gesellschaft gestalten müsste. Vor diesem Hintergrund kann dann auch dessen Verkehrung im gesamtgesellschaftlichen Prozess der Technisierung und Ökonomisierung differenzierter kritisiert werden. Die Idee von vernünftigen Verhältnissen sowie die Kritik an deren Verkehrung werden dann auf die Situation der Psychotherapie übertragen.

Im **sechsten Kapitel** wird gezeigt, wie sich der Prozess der Zweckrationalisierung über die quantitative Psychotherapieforschung bzw. die evidence-based medicine in der Psychotherapie konkret abzeichnet. Ein unkritischer Einsatz der Neurowissenschaften könnte diesen Prozess der Zweckrationalisierung weiter zementieren und emanzipatorische Zwecke wie Einsicht oder eine gelingende Beziehungsgestaltung zunehmend in Vergessenheit geraten lassen. Mit dem Einsatz der Neurowissenschaften in der Psychotherapie deuten sich schließlich verschiedene Aspekte der Technisierung, wie z.B. die wertblinde Eigendynamik und die Zweck-Mittel-Verkehrung, auch innerhalb der psychotherapeutischen Praxis an.

Anhand unterschiedlicher Vorschläge von Psychotherapieforschern zum Einsatz der Neurowissenschaften kann im **siebten Kapitel** nun ein Fazit gezogen werden. Und zwar werden die Vorschläge nun vor dem Reflexionshintergrund des dargelegten vernünftigen Gefüges der Handlungszusammenhänge beleuchtet. Dabei verdeutlicht sich die Tendenz zahlreicher neurowissenschaftlicher Psychotherapieforscher, die Wirkweise der zwischenmenschlichen Praxis und ihre personalen Anforderungen zu verkennen und umgekehrt die Geltung der neurowissenschaftlichen Methode zu überhöhen. Die zwischenmenschlich-ethischen Ansprüche der therapeutischen Profession werden verleugnet und auf technische Einsätze und Regelungen verschoben. Auf diese Weise aber wird das therapeutische Handeln keinesfalls ‚professioneller‘, sondern lediglich ‚eindimensionaler‘ und der Situation des Patienten auch nicht gerecht.

Eine Aufgabe der pragmatischen Reflexion ist, mithilfe von Reflexionsbegriffen den individuellen Sinn für den inneren Handlungsvollzug und das Gefüge der Handlungszusammenhänge zu steigern. Deshalb soll nun im **achten Kapitel** reflektiert werden, wo bzw. wie im Lebensvollzug Technisierung einsetzt. Die moderne Technik leitet

unsere Lebensvollzüge als Dispositiv auf eine bestimmte Art und Weise, deren verschiedene Aspekte nun thematisiert werden. Mit Heideggers Technikkritik wird die Technisierung dann auf ihren Ursprung, eine kulturell spezifische Haltung des Menschen zurückgeführt, die als Selbstbezüglichkeit charakterisiert werden kann. Über die Rückführung auf die menschliche Haltung, lässt sich mit Heidegger auch die richtige Antwort auf die Technisierung finden: die Handlungsweise der ‚Kunst‘. Gerade in der zwischenmenschlichen Beziehung – und damit auch in der Psychotherapie – erscheint diese Handlungsweise besonders sinnvoll. Während die Technisierung eine Engführung des therapeutischen Handelns bedeutet, öffnet Psychotherapie als ‚Kunst der Begegnung‘ den Beziehungsraum. Während die Technisierung zur Verdinglichung des Patienten führt, lässt die künstlerische Offenheit diesen wieder als Selbstwert erscheinen. Mit einem künstlerischen Handeln, so die Hoffnung, kann die Eigendynamik der Institutionen, Systeme und eben auch der Neurowissenschaften so transformiert werden, dass sich Psychotherapie als ein vielfältiges ‚Entbergen‘ der ureigenen Seinsweisen des Patienten verwirklicht und darin das gelingende Leben begünstigt.